



Reihe DIVERSITY in der BILDUNG

Meine Geschichte – Deine Geschichte?

Migration als Herausforderung für die historisch-politische Bildungsarbeit

Donnerstag, 10. Juni 2004

Berlin, Galerie der Heinrich-Böll-Stiftung

Begrüßung

Mekonnen Mesghena, Heinrich-Böll-Stiftung, Berlin
Gabriele Sester, Anne Frank Zentrum, Berlin

Einführungsvortrag

„Schule und Bildung in der Vielfaltsgesellschaft“

Marieluise Beck, Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration

Buchpräsentation

„Entlehene Erinnerung – Geschichtsbilder junger Migranten in Deutschland“

Viola B. Georgi, Erziehungswissenschaftlerin und Soziologin, Berlin

Podiumsdiskussion

„Interkulturelle Geschichtsvermittlung und historisch-orientierte
Menschrechtserziehung“

Marieluise Beck, Integrationsbeauftragte der Bundesregierung

Viola B. Georgi, Erziehungswissenschaftlerin und Soziologin, Berlin

Matthias Heyl, Gedenkstätte Ravensbrück, Fürstenberg

Isabel Enzenbach, Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin

Maisha M. Eggers, Erziehungswissenschaftlerin, Berlin

Ferdinand Jentsch, Lehrer an der Bröndby-Oberschule, Berlin

Moderation: Birgit Laubach, Heinrich Böll Stiftung, Berlin

Dokumentation

Geschichte hat eine wichtige Funktion bei der Ausbildung von Identitäten. Jugendliche Migrantinnen und Migranten in der Bundesrepublik müssen sich mit fremder, entliehener Geschichte, etwa dem Nationalsozialismus und dem Holocaust, als historischem Erbe ihres Einwanderungslandes auseinandersetzen, denn im transkulturellen Kontext – so Claus Leggewie (taz, 15.05.2004) - ist Geschichte nicht mehr Eigentum einer ethnisch-nationalen Gruppe.

Insofern bedeutet deutsche Geschichte in der Einwanderungsgesellschaft Deutschland, die ständiger gesellschaftlicher Veränderung ausgesetzt ist, auch eine Veränderung der "Erinnerungskultur".

Der Frage nach dem Einfluss von Migration auf die eigene historische Erinnerung geht die Erziehungswissenschaftlerin und Soziologin **Viola B. Georgi** in ihrer aktuellen Studie "Entliehene Erinnerung - Geschichtsbilder junger Migranten in Deutschland" aus dem Jahr 2003 nach. In elf Interviews, geführt mit Jugendlichen zwischen 15 und 20 Jahren, werden die Bedeutung des Nationalsozialismus und des Holocaust sowie die zentralen Ereignisse der deutschen Geschichte für junge Migrantinnen und Migranten aufgezeigt.

Viola Georgis Anstoß zur Debatte einer interkulturellen Geschichtsvermittlung entspricht dem seit langem verfolgten Diversity-Ansatz, der für die Heinrich-Böll-Stiftung mehr als eine oberflächliche Erscheinungsform darstellt. Diversity versteht die Heinrich-Böll-Stiftung als politisches Konzept, welches enormes Potenzial für eine konstruktive Auseinandersetzung mit Vielfalt und Differenz bietet. Aus diesem Konzept heraus entstand die Veranstaltungsreihe *Diversity in der Bildung*, die Vielfalt gerade auch im Bildungssystem fordert und fördert.

Einen Beitrag zu dieser Veranstaltungsreihe lieferte die Buchpräsentation der Autorin Viola B. Georgi mit ihrer erstmals systematisch erarbeiteten Problematik für den deutschen Sprachraum. Die aufgeworfenen Fragen einer interkulturell ausgerichteten, auf dem Menschenrecht beruhenden Bildung und die Aufgaben der Schule wurden auf der Veranstaltung in Form einer Podiumsdiskussion öffentlich und kontrovers diskutiert.

Nachdem Mekonnen Mesghena und Frau G. Sester Frau Georgi auch im Namen des Anne Frank-Zentrums sehr herzlich begrüßt hatten, betonte Frau Sester ihre Freude über die Kooperation mit der Heinrich-Böll-Stiftung in dieser Veranstaltungsreihe, weil sich beide

Organisationen inhaltlich ähnlichen Themen widmen. Frau Sester verwies auf die Wichtigkeit dieser Veranstaltung in die Reihe *Diversity in der Bildung* der Heinrich-Böll-Stiftung, auch in Gedenken an den 75. Geburtstag Anne Franks am 12. Juni 2004.

Das Anne Frank-Zentrum ist die Partnerorganisation des Anne Frank Hauses in Amsterdam. Sie arbeitet mit Jugendlichen und Schulklassen zu den Themenbereichen „Anne Frank“ und „Nationalsozialismus“ zusammen und schlägt dabei aktuelle Brücken zur heutigen Geschichte. Das geschieht im Rahmen einer bundesweiten Wanderausstellung sowie einer Dauerausstellung zum Leben Anne Franks im Zentrum in der Rosenthaler Straße.

Auch im Anne Frank-Zentrum bildet „interkulturelle Entwicklung“ einen Schwerpunkt der Arbeit. In der bereichsübergreifenden Zusammenarbeit mit der Heinrich-Böll-Stiftung ergeben sich immer wieder hoch aktuelle Fragen: Was hat uns die Geschichte heute noch zu sagen? Wie gehen wir mit Themen wie Diskriminierung, Rassismus, Ausgrenzung heute um? Welche historischen und aktuellen Geschichten und Lebensgeschichten erzählen wir heute? Wem erzählen wir sie? Wie kann Migrationsgeschichte mit einbezogen werden in die aktuelle Vermittlung von Geschichte für Jugendliche?

Viola Georgi gibt mit ihrem Buch einen wichtigen Impuls für die inhaltliche Auseinandersetzung mit dieser Thematik. Das Anne Frank-Zentrum wird ab Herbst 2004 ein neues Projekt zur Verbindung historisch-politischer mit interkultureller-antirassistischer Bildungsarbeit beginnen. Ganz im Sinne von Viola Georgis Plädoyer, das interkulturelles Geschichtslernen im Sinne einer historisch-politischen Menschenrechtsbildung begriffen werden muss.

Frau Georgi lebt als Erziehungswissenschaftlerin und Soziologin in Berlin. Die Präsentation ihres Buches mit dem Titel *Entliehene Erinnerung - Geschichtsbilder junger Migranten in Deutschland* beschäftigt sich mit entliehener Erinnerung, mit Geschichtsbildern junger Migrantinnen und Migranten in Deutschland. Die Buchpräsentation sowie die anschließende Diskussion fanden als Kooperationsveranstaltung der Heinrich-Böll-Stiftung mit dem Anne Frank-Zentrum einem statt.

Vielfalt ist für die Heinrich-Böll-Stiftung mehr als nur eine bloße gesellschaftliche Erscheinungsform, Vielfalt bedeutet für sie Bereicherung und Herausforderung. Die Heinrich-Böll-Stiftung arbeitet mit dem Begriff Diversity, weil ihr politisches Konzept Vielfalt als Potenzial für eine konstruktive Auseinandersetzung mit Differenz begreift. Diversity kann auf allen gesellschaftlichen Ebenen gelebt und erlebt werden. Dabei stellen sich die spannenden

Fragen, ob die Menschen auch ihre Erlebnisse und historischen Erfahrungen teilen können oder wo der Platz für unsere individuelle Geschichte in der Gesellschaft ist?

Viola Georgi hat mit ihrer vorliegenden Arbeit eine wichtige Grundlage für das historische Verständnis einer Einwanderungsgesellschaft geliefert. Über die Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichte hinaus fordert sie, die Biografien von Migrantinnen und Migranten sowie ihre Geschichte von Verfolgung und Asyl in den deutschen Erinnerungsdiskurs zu integrieren. Das stellt eine Herausforderung nicht nur für die Institution Schule dar, sondern für die gesamte Gesellschaft. Ihr Ansatz erfordert ein Umdenken, das notwendig ist, wenn wir alle Menschen in unserer Gesellschaft ansprechen und erreichen wollen. Diese Veranstaltung passt daher sehr gut in unsere Reihe *Diversity in der Bildung*.

An der Podiumsdiskussion zum Thema: *Interkulturelle Geschichtsvermittlung und historisch orientierte Menschenrechtserziehung* beteiligten sich folgende Teilnehmerinnen und Teilnehmer:

Marieluise Beck, Integrationsbeauftragte der Bundesregierung

Viola B. Georgi, Erziehungswissenschaftlerin und Soziologin, Berlin

Matthias Heyl, Gedenkstätte Ravensbrück, Fürstenberg

Isabel Enzenbach, Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin

Maisha M. Eggers, Erziehungswissenschaftlerin, Berlin

Ferdinand Jentsch, Lehrer an der Bröndby-Oberschule, Berlin

Die Moderation hatte Frau Birgit Laubach von der Heinrich Böll Stiftung, Berlin.

In einer kurzen Vorstellungsrunde erhielten alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer die Möglichkeit, kurz etwas über ihr Arbeitsgebiet zu sagen.

Matthias Heyl betreut die Internationale Jugendbegegnungsstätte Ravensbrück sowie die Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück. Er ist dort verantwortlich für die pädagogische Arbeit.

Marieluise Beck ist Migrationsbeauftragte der Bundesregierung, nicht mehr Ausländerbeauftragte. Sie betont, dass ihr neuer Titel unser eigenes Selbstverständnis und unsere Realität als Einwanderungsland besser charakterisiert.

Maisha Eggers ist Erziehungswissenschaftlerin und verortet im Verein Adefra e.V. - "Schwarze Frauen in Deutschland". Sie ist Promotionsstipendiatin der Heinrich-Böll-Stiftung.

Ihr Forschungsgebiet und Promotionsthema ist: „Rassifizierung und soziale Identitäten von schwarzen und weißen Kindern in Deutschland“.

Isabel Enzenbach ist ebenfalls Promotionsstipendiatin der Heinrich-Böll-Stiftung und promoviert am Zentrum für Antisemitismusforschung zur Problematik, was Kinder an Grundschulen über jüdisch Geschichte und Religion lernen. Sie beschäftigt sich in diesem Zusammenhang mit der so genannten Holocaust-Education und multikultureller Erziehung.

Ferdinand Jentsch unterrichtet an der Bröndby-Gesamtschule in Berlin Steglitz fachfremd Geschichte. Er hat einen minimalen persönlichen Migrationshintergrund: Sein zweiter Name ist Mendelssohn, der Zuname seiner Frau. Ihr Vater musste als Jude im Zweiten Weltkrieg aus Deutschland emigrieren und kehrte später zurück.

Frau Laubach betont, dass Schülerinnen und Schüler sehr gut über den Holocaust und über die NS-Geschichte informiert sind und ihr Wissen auch gut anhand von Geschichtszahlen demonstrieren können, dass es aber am eigenen Erleben und der Interpretation dessen, was eigentlich hinter den Geschichtszahlen steht, mangelt. Nach Frau Georgis Aussage mangelt es an einem interkulturellen Geschichtsunterricht überhaupt; an einem Geschichtsunterricht, der auch das Erzählen eigener Geschichten beinhaltet, es mangelt an Geschichten, die zu Hause erzählt werden und an Wertvorstellungen gerade über derartige Mythen, die in jedem Elternhaus gebildet werden. Diese sollten unmittelbarer Bestandteil des Geschichtsunterrichts werden und Einfluss nehmen auf die politisch-historische Bildung unserer Schüler.

Allgemein wird bedauert, dass es bezüglich der Thematik eines interkulturellen Geschichtsunterrichts an Schulen oder der Frage, inwieweit Migration eine Herausforderung für historisch-politische Bildungsarbeit darstellt, keinerlei didaktische Vorgaben gibt. Laut einer Umfrage unter Migrantenkindern sind 80 Prozent der Befragten völlig damit einverstanden, dass sie mit deutscher Geschichte und deutscher Vergangenheit konfrontiert werden. Lediglich zehn bis 15% Prozent würden gerne mehr über ihre eigene Geschichte erfahren. Viele Schüler sind der Meinung, dass deutsche Geschichte auch ihre Geschichte ist, wenn sie in Deutschland geboren sind, auch wenn ihre Vorfahren nicht von hier stammen.

Ein interkultureller Forschungsansatz ist begrüßenswert, weil ein solches Konzept die Pluralisierungstendenzen in der Gesellschaft zum Thema macht und weil diese Thematik besser an die Grundlagen der Gesellschaft selbst heranführt. Eine von diesen Grundlagen

stellt die Erinnerungskultur dar, die jetzt in der Forschungsarbeit von Frau Georgi formuliert wurde. Erinnerungskultur muss eingebettet sein in politischer Bildungsarbeit, muss sich auseinandersetzen auch mit den Spannungen zwischen Zugehörigkeitskonstruktionen in einem transkulturellen bzw. interkulturellen Feld. Nur so kann sie für die politische Bildungsarbeit fruchtbar gemacht werden. Spannend auf diesem Forschungsfeld bleibt die Frage, wie migrierte Menschen Erinnerungskultur lesen und letztendlich für sich deuten.

Frau Eggers hofft, dass es im Sinne eines transkulturellen und interkulturellen Menschenrechtsverständnisses möglich wird, Deutschland als eine postkoloniale Nation begreifen zu lernen.

Frau Beck betont, dass sie froh über die sich langsam manifestierende Erkenntnis ist, dass sich das eigene Land durch ein sehr hohes Maß an Zuwanderung deutlich verändert hat. Dennoch besteht diesbezüglich ein riesiges Wissensdefizit, weil die politische Realität der Zuwanderung viel zu lange tabuisiert wurde. Wichtig ist, den Zugewanderten Identifikationsangebote zu machen, denn aus der Forschung ist bekannt, dass sich viele junge Menschen der zweiten und dritten Generation nach wie vor schwertun, sich wirklich als Deutsche im Sinne eines Nationenbegriffs zu fühlen; ihre Identifikation hängt in der Regel eher mit der Stadt zusammen, in der sie leben. Dass es schwieriger ist, eine Identifikation mit einer Nation zu empfinden, hängt eng mit der Problematik der Ein- und Ausgrenzung zusammen. Die Ausgrenzungserfahrungen, die Migrationsbiografien in unserer Gesellschaft begleiten, werden nach Meinung von Frau Enzenbach häufig unterschätzt. Es sind die vielen kleinen, häufig versteckten und oft unbewussten Verletzungen und Zurückweisungen, die für Migrantinnen und Migranten die Botschaft beinhalten, dass sie nicht ganz dazu gehören.

Ein weiteres Problemfeld stellen die mit gewanderten Konflikte der verschiedenen Kulturen dar, denn insbesondere politische und religiöse Konflikte wandern immer mit, im aktuellen Fall der palästinensisch-israelische oder inzwischen auch der muslimisch-abendländisch-christliche Konflikt. Das Feld, auf dem wir uns hier bewegen, ist ausgesprochen heterogen, ebenso wie die Gesellschaften selbst, in die hinein gewandert und aus denen heraus gewandert wird.

Wichtig bei dieser Problematik sind die soziokulturellen Milieus, mit denen wir es zu tun haben. Es sind vorwiegend eingewanderte junge Menschen der zweiten und dritten Generation, von denen wir wissen, dass ihr Weg durch die deutsche Schule nicht sehr erfolgreich verläuft. PISA hat sehr offen dargelegt, dass das deutsche Schulsystem extrem an soziale Herkunft und die daraus resultierenden Bildungschancen gekoppelt ist. Das trifft

Migrantenkinder, die oft aus bildungsfernen Schichten kommen, ganz besonders. Insofern ist eine Auseinandersetzung mit Geschichte immer auch vor dem Hintergrund unterschiedlicher Quartiere, Milieus, Schichtzugehörigkeit, religiöser und kultureller Differenz zu sehen.

Herr Heyl kritisiert eine mangelnde Vielfalt der Besuchergruppen, die in seiner Gedenkstätte etwas über den Nationalsozialismus lernen sollen und bemerkt häufig, wie schwierig das Verhältnis zwischen Vermittlung von Multikulturalität und NS-Geschichte für Gedenkorte ist, gerade auch weil die Erwartung von Lehrerinnen und Lehrern häufig völlig unrealistisch ist, die hoffen, in zweieinhalb Stunden ein gedenkstättenpädagogisches Marienereignis zu schaffen, was aus kurzhaarigen Fremdenfeinden urplötzlich gute Demokraten macht. Er wäre dankbar, wenn Lehrerinnen und Lehrer nicht erwarten würden, dass das Thema Nationalsozialismus in den Gedenkstätten allein aufgearbeitet werden kann. Besonders die monokulturelle Situation in weiten Teilen der neuen Bundesländer ist eine Herausforderung geworden, weil im Kollektiv der Deutsch-Deutschen eigene Geschichte selber häufig als sehr fremd erlebt wird und bestimmte Phänomene, die für die Beschreibungen über Migrantenwahrnehmung charakteristisch sind, inzwischen auch auf viele Deutsche zutreffen.

Frau Georgi betont, dass sie auch kein Patentrezept für interkulturelle Geschichtserziehung in den Händen hält, sie glaubt aber, dass es ein Zusammenfallen von Geschichtslernen und der Konstruktion nationaler Identität gibt. Weil diese Problematik erst seit dem Holocaust im Geschichtsunterricht überhaupt angesiedelt ist und dort auch verhandelt wird, engt es den Blick in gewisser Weise ein und erlaubt uns nicht, darüber hinausgehend die interkulturellen Perspektiven oder auch die Menschenrechtsperspektiven auszuloten. Den Holocaust beispielsweise zu einem Lernfeld der Menschenrechtsbildung zu machen, wäre wichtig, um seine Einzigartigkeit auch wirklich zu erkennen. Erziehung nach Auschwitz und Pädagogik für Menschenrechte, beides muss in der Schule behandelt werden. Es geht darum, Beziehungen herzustellen zu aktuellen Genoziden und Menschenrechtsverletzungen. Man sollte Themen wie diese aus dem Geschichtsunterricht ein Stück weit herausnehmen bzw. den Geschichtsunterricht im Sinne von Geschichtslernen auch als Lernen von Menschenrechten öffnen.

Nationale Identitätsbildung wird gerade auch durch Geschichtslernen und Geschichtsunterricht vorangetrieben. Darin besteht der Paradigmenwechsel. Es kann nicht mehr um einen Geschichtsunterricht monokultureller Prägung gehen, es muss vielmehr darum gehen, auch die Geschichten anderer Kulturen sichtbar zu machen, diese in einen Dialog zu bringen und unterschiedliche Perspektiven zuzulassen. Das bedeutet für die Methodik des Geschichtsunterrichts eine Öffnung, basierend auf einer ganz neuen, anderen

Geschichtsdidaktik, als wir sie derzeit haben. Wenn wir anfangen würden, Geschichtsbilder über Grenzen hinaus mit der Perspektive zu öffnen, die Universalität von Menschenrechten letztlich als Ertrag von pädagogischer Arbeit im Netz zu haben, wäre das ein sehr viel versprechender Ansatz. Wir müssen auf Europa schauen und auf das, was das 20. Jahrhundert an ethnischen Vertreibungen und Brutalitäten an vielen verschiedenen Stätten und Orten erlebt hat, das ist Teil unserer europäischen Geschichte, das wäre der viel produktivere Zugang, weil wir dann genau bei der geforderten Universalität angekommen wären. Ein solcher Blick auf Europa hat sich bereits bei der großen Stockholmer Holocaust-Konferenz angekündigt, bei der sich alle europäischen Länder zur eigenen Schuld bekannt haben. Von Stockholm gehen viele Impulse für die derzeitige Bildungsarbeit aus. Man muss aber darauf achten, dass Europa allein auch wieder nur eine beschränkte Perspektive darstellt.

Gute didaktisch-methodische Voraussetzungen zu diesem Themenkomplex im Geschichtsunterricht bietet beispielsweise das Rollenspiel, weil darin die Möglichkeit besteht, zu erkennen, wie Kinder sich und ihre Einstellungen anderen gegenüber ausloten und verändern, weil sie plötzlich spielerisch in die Position und Rolle anderer gelangen, was nicht nur spannend ist, sondern auch die Möglichkeit für eine Verhaltensänderung bietet. Insofern geht es im Geschichtsunterricht immer um mehr als nur Wissensvermittlung.

Es wäre allerdings falsch, sich hinsichtlich dieser Thematik nur auf den Geschichtsunterricht zu beschränken, wenn man Schule diversifizieren möchte. Man sollte auf allen Ebenen und vor allem fächerübergreifend interkulturell arbeiten. In Deutschland ist es sehr problematisch, mit Kindern historisch-politisch zu arbeiten, weil man schnell unter Ideologieverdacht gerät. Was falsch ist, wäre sich darauf zu beschränken, nur mit Jugendlichen zu arbeiten. Interkulturelle Arbeit muss viel früher beginnen. Geschichtsvermittlung muss immer auch im transkulturellen Feld stattfinden und mit spürbarer Gegenwartsverknüpfung verbunden sein. Die Grundlage von Erinnerungskultur muss immer global formuliert und thematisiert werden, um bestimmte Machtverhältnisse von vornherein auszublenden.

Häufig fehlen Identifikationsangebote für Migrantinnen und Migranten. Obwohl sie bereits eingebürgert sind, fehlt das Gefühl, in dieser Gesellschaft vollständig angekommen zu sein. So fällt es ihnen häufig schwer, die Nabelschnur zu ihrem Herkunftsland ganz zu kappen, den alten Pass abzugeben, weil das für viele von ihnen eine definitive Entscheidung verlangen würde, mit der einige überfordert wären.

Die Schwierigkeit der Geschichtsvermittlung besteht aber durchaus nicht nur in Bezug auf Migrantenkinder, sondern auch in Bezug auf die Nachkriegsgenerationen, die schlichtweg emotional viel weiter weg sind von einem Geschichtsbewusstsein überhaupt. Wichtig ist, die globale Verankerung unserer Geschichte, einer jeden Geschichte für alle bewusst zu machen. Es stellt sich so nicht nur die Frage, wie sich die Herausforderungen über Migration verändern, es stellt sich ebenso die Frage, wie sich die Herausforderungen für zukünftige Generationen verändern, die historisch einen immer größerer werdenden zeitlichen Abstand zum Holocaust haben. Generationswechsel und Migration stellen so ein Phänomen dar, weil sich natürlich auch die jungen Migrantinnen und Migranten als junge Deutsche begreifen, als Teil der jungen Generation identifizieren, die natürlich auch einen Abstand zur Geschichte hat.

Wir befinden uns an einem Scheidepunkt, wo ein Paradigmenwechsel nötig ist. Es geht tatsächlich nicht mehr nur um Vergangenheitsaufarbeitung, Bewältigung im Sinne von Verdrängungsverarbeitung usw., sondern um einen völlig neuen pädagogischen Ansatz. Mittlerweile sind wir an einem Punkt, wo wir von Erinnerungsarbeit sprechen, also einen anderen Terminus entwickeln, andere Termini suchen, um zu beschreiben, was in unserer Gedächtnisarbeit und in der Bildungsarbeit mit jungen Menschen geschieht. Hier stellt sich die Frage nach dem Wozu, die unabhängig von Migrationshintergrund gestellt werden muss. Wozu erinnern? Wozu die Geschichte bearbeiten? Die Zielrichtung, die auf eine Zukunftsperspektive verweist und von den Jugendlichen auch selbst eingeklagt wird, birgt eine ganze wichtige Dimension, weil es darum geht, nicht in der Geschichte stecken zu bleiben, sondern Handlungsperspektiven zu entwickeln, etwas für die eigene Gegenwart zu lernen und natürlich auch für die eigene Zukunftsperspektive.

Im Kern geht es vorrangig um Menschenrechtsbildung, darum, sich anzunähern an Kernideen von Menschenrechten: Würde, Gleichheit, Gerechtigkeit, dieses Konzept zunächst einmal zu verstehen. Wenn man dieses Konzept im interkulturellen Kontext entwickelt hat, wird es im zweiten Schritt um die Geschichte oder die Geschichten gehen, je nachdem, ob man sich dem Holocaust zuwendet, dem armenischen Genozid oder dem Genozid in Ruanda. Die menschenrechtlichen Grundlagen, die dabei verletzt worden sind, müssen für alle erlebbar gemacht werden. Ausgehend von der Idee der Menschenrechte müssen historische Ereignisse untersucht werden. Menschenrechtsbildung muss zu einem ganz zentralen Thema einer Einwanderungsgesellschaft werden, weil über die Menschenrechte, deren Kenntnis und die Auseinandersetzung damit auch die Fähigkeit wächst, sich für sie einsetzen zu können. Dies wird eine ganz wesentliche

Schlüsselqualifikationen für junge Menschen werden, um in einer Einwanderungsgesellschaft Formen von Diskriminierung wirksam bekämpfen zu können.

Den Bezug zu den Menschenrechten bietet die Geschichte selbst, ihre Durchsetzung ist 1948 als unmittelbare Reaktion auf die Verbrechen des Zweiten Weltkrieges in der Präambel des Grundgesetzes verbrieft worden.

Bisher war der Geschichtsunterricht an unseren Schulen sehr effektiv beim Fremdmachen der Geschichte im monokulturellen Bezug. Häufig wird nur mit oberflächlichen Bildern von Migration und Fremdheit auf eine seltsame Weise gespielt. Heterogenität aber muss sich in allen Strukturen eines Landes äußern, auch in den Institutionen. Sie muss strukturell verankert werden, dann erst kann ein Land oder eine Stadt sich als heterogen bezeichnen.

Gerade bei der Auseinandersetzung mit dem Thema Judenverfolgung werden auch von wohlmeinenden Erzieherinnen und Erziehern Begriffe wie ‚rassische Verfolgung‘ oder ‚rassisch Verfolgte‘ übernommen, wird von Juden als ‚rassisch Verfolgten‘ gesprochen, ohne dass man die Wendung auf Subjekte macht. Die Menschen sind nicht wegen ihrer Rasse verfolgt worden, sondern wegen des Rassismus ihrer Verfolger. Wir begegnen regelmäßig dieser Opfer- und Täterverkehrung in unserer Auseinandersetzung mit diesem Thema. Dieses Phänomen scheint transgenerationell und intergenerationell weitergegeben in unserer deutschen Monokultur. Diesbezüglich besteht ein psychoanalytisch begründbarer Generationenbogen zwischen Großeltern und Enkeln.

Relativ selten wird das Tagebuch der Anne Frank nicht nur als die Geschichte eines jüdischen Mädchens gelesen wird, sondern beispielsweise als das einer Migrantin, die in den Niederlanden Zuflucht gefunden hat, die sich mit ihrer deutschen Identität, mit ihrer jüdischen Identität in den Niederlanden auseinandersetzt, und die dann in der Zeit im Versteck die Sicherheit des Aufnahmelandes Niederlande verloren hat. Da hat auch das Tagebuch der Anne Frank manchmal die Funktion, eigentlich von der Täteraueinandersetzung abzulenken. In den Gedenkstätten erwarten Lehrerinnen und Lehrer häufig, dass die Jugendlichen sich mit den dort Ermordeten identifizieren. Was einen froh stimmen kann, ist die Tatsache, dass die Jugendlichen, die heute in die Gedenkstätten kommen, nicht verstehen können, dass die Täter damals so überzeugt gewesen waren von dem, was sie getan haben. Eigentlich ist diese ganz gesunde Reaktion auf eine kranke Realität sehr zu begrüßen.

Unser Geschichtsbewusstsein ist sehr wesentlich in unseren Familien geprägt oder auch nicht geprägt worden. Das Kennenlernen der eigenen Geschichte funktioniert über das Erzählen. In einem Projekt z. B. können Migrantinnen und Migranten unterschiedlicher Generationen in kleinen Werkstätten zusammenkommen, um sich gegenseitig ihre biografischen Erinnerungen, eingebettet in das Milieu, aus dem sie kommen, zu erzählen. Das kann ein Zugang sein, der auch Familien, Großeltern und Eltern als ein Hilfsmittel in die Hand gegeben werden kann, um Geschichten, die sie gehört haben, an andere Migrantinnen und Migranten weiterzugeben.

Natürlich sind Schulen und Gedenkstätten allein mit der Aufarbeitung von Geschichte, der Weitergabe von Geschichten und Erinnerungen ebenso überfordert wie wir alle, wenn unsere einzige Intention ist, zu vermitteln, dass es in der Geschichte nur Versagen, Schuld und Katastrophen gegeben hat. Es hat in der Geschichte der Nationalsozialismus den Holocaust gegeben; es hat die Verfolgung und Ermordung von politisch Andersdenkenden gegeben, aber es hat beispielsweise auch den Widerstand gegeben. Insofern ist die Weitergabe von Geschichte auch die Weitergabe von Hoffnung.

Das aktuelle Problem einer Kreuzberger Schule zeigt, dass die Vermittlung aktueller geschichtlicher Ereignisse an Migrantenkinder, die häufig aus bildungsfernen Schichten kommen, nicht nur identitätsstiftend, sondern auch trennend wirken kann. Durch die politischen Ereignisse im Nahen Osten ist beispielsweise das Wort *Jude* für arabische Kinder wieder ein Schimpfwort geworden. Deutsche Kinder aus bildungsfernen Haushalten greifen derartiges sprachliches Verhalten häufig auf. So kommen wir nicht umhin, eine vergleichende transnationale Geschichtsschreibung für den Schulunterricht zu erstellen, und zwar auch unter Einbeziehung traumatisierender Erfahrung sowohl von Tätern als auch von Opfern, ohne diese allerdings gleichzustellen. Die Lehrer sind im Unterricht mit den Gefühlen der Schüler konfrontiert und sie haben im Grunde keine didaktischen Möglichkeiten, damit umzugehen. Diese Tatsache müsste viel stärker sowohl in der Forschung als auch in der Praxis Berücksichtigung finden.

Es ist der kleine intime Raum, es ist die Familie oder die persönliche Begegnung, die sich den Erfahrungen auch der Traurigkeit und dem Schmerz öffnet, die für die eigene Menschen- oder Seelenbildung verantwortlich ist. Die Schwierigkeit besteht auch darin, dass immer weniger gesprochen wird. Wenn nicht gesprochen wird, wird nicht erzählt, wird nicht aufgearbeitet, dann kehrt unglückseligerweise genau das wieder, was die Trauerarbeit nicht zugelassen hat.

Gerade die erbitterte Debatte um das Kopftuch zeigt, wie unbearbeitete Geschichte mitgenommen wird und die Kopftuchfrage, die von Migrantinnen aus allen unterschiedlichen Ländern und Nichtmigrantinnen ganz unterschiedlich diskutiert wird, zeigt, dass es ganz stark auch um Identifikationsfragen geht.

Das Beispiel des Imports des palästinensisch-israelischen Konflikts zeigt auch, dass wir über die gesamte Problematik unendlich wenig wissen. Wir haben groß aufgelegte Programme gegen Extremismus, Fremdenfeindlichkeit oder für Demokratie und Toleranz, die im Osten und im Westen ganz unterschiedlich wirken, wo sie wirklich erfolgreich sind, ist unendlich schwer messbar. Wir haben zu wenig Wissen um interkulturelle Erziehung überhaupt und wir haben zu wenig Wissen bezüglich der Vermittlung von Geschichte. Es gibt auf diesem Feld insgesamt noch unendlich viel zu tun.

Die Frage nach dem muslimischen Antisemitismus, der augenblicklich an den Schulen eine große Rolle spielt, ist von empirischen Arbeiten noch nicht erfasst. Der 11. September war ein Ereignis, das zu einer Polarisierung geführt hat, durch die diese Problematik ganz neue, andere Formen und Dimensionen angenommen hat.

Es gibt in Kreuzberg eine Gruppe von Lehrerinnen und Lehrern, die sich genau dieser Fragestellung zuwenden und versuchen, Module zu entwickeln zum Thema Antisemitismus unter jugendlichen Migrantinnen und Migranten. Es ist eine direkte Reaktion auf die Auseinandersetzungen, die derzeit an Schulen stattfinden. Eine solche Initiative kann einem neuen Phänomen Rechnung tragen. Es gibt also bereits einige pädagogische Ansätze als Reaktion auf eine neue Dimension von Antisemitismus.

Die Frage nach transnationaler Geschichtsschreibung kam bisher in der deutschen Schule oder im deutschen Curriculum überhaupt nicht vor. In Einwanderungsgesellschaften, in multikulturellen Gesellschaften allgemein, die mit unterschiedlichen Geschichten aufgeladen sind, ist natürlich das Phänomen der *completing memories* oder *completing catastrophes*, also des konkurrierenden Kollektivgedächtnisses oder konkurrierendes Leidens fest installiert. Auch in den USA spielt dieses Phänomen eine ganz zentrale Rolle und ist im Grunde ein Prozess, der sich in den letzten Jahren erst seit dem Civilrights-Movement entwickelt hat. Gerade im Hinblick auf den Bau des großen Washingtoner Holocaust-Museums war die Folge, dass sich die native Americans und die afro Americans ganz massiv für die Präsentation und Darstellung der eigenen Leiden und der eigenen Geschichte auch an einem solch prominenten Ort eingesetzt haben. Dieses zentrale Thema entwickelt sich aber erst sehr langsam durch akademische Diskurse in die Gesellschaft hinein.

In den USA wird interkulturelle Bildung fächerübergreifend verstanden als eine systematische Akzentuierung und Strukturierung von Lerninhalten, die multikulturelle Perspektiven einbeziehen. So findet man an amerikanischen Universitäten beispielsweise departments für afro-americans studies. Das ist etwas, was sich im Einwanderungsprozess und in der Entwicklung von Einwanderungsgesellschaften entwickeln muss. James E. Banks, multikultureller Theoretiker in den USA, weist darauf hin, dass interkulturelle Bildung eigentlich transformatives Wissen generieren soll. Gerade die Geschichtsschreibung ist für ihn ein ganz wesentliches Moment seiner Forderung. Es geht immer erst einmal um ‚Re-construction‘ und ‚Re-writing‘; also um das Einbeziehen der Perspektiven anderer, erst auf dieser Folie, durch Austausch und Veränderung der Perspektiven, kann Geschichte neu entwickelt werden. Dieser Prozess, der auch in der amerikanischen Gesellschaft seine Zeit gebraucht hat, beginnt sich in Deutschland erst langsam abzuzeichnen.

Es wäre ein Fehler, nur von Migranten zu sprechen, weil es nicht nur Menschen sind, die im Wege der Einwanderung zu uns gekommen, auch viele Flüchtlingsschicksale beruhen auf dem Hintergrund der Migration.

Bis zum Amtsantritt von Rot-Grün vor sechs Jahren galt Deutschland nicht offiziell als Einwanderungsland, die vorherige Regierung hat das Problem so gut wie gar nicht zur Kenntnis genommen. Andere Länder sind uns deshalb bezüglich der Migranten-Problematik längst voraus wie z.B. Frankreich. Trotzdem sind auch dort längst nicht alle Einwanderer integriert. Auch viele andere Länder tun sich weiter schwer.

Einen nicht zu verkennenden Faktor interkulturellen Lernens stellt das Reisen dar, denn über Begegnungen wird interkulturelles Lernen nicht nur angeregt, sondern auch beschleunigt. Montaigne hat seinen Landsleuten schon vor vier Jahrhunderten geraten, zu reisen, um die eigene Kultur an anderen zu reiben. Ein guter Weg, so Montaigne, sich besser kennen zu lernen.

Länder- und kulturübergreifende Geschichtsbücher gibt es bisher nur in einem Projekt zwischen Deutschland und Frankreich. Bei dieser Problematik müssen alle Fächer mit einbezogen werden, aber nicht nur die Schule ist gefordert. Wichtig ist, alle erdenklichen Gruppen in ein pädagogisches Konzept einzubinden, auch Opfer in den deutschen Kolonialkriegen oder die Sinti und Roma müssen in eine universalistische und allgemeine Menschenrechtserziehung einbezogen werden. Vielfach fehlt wohl einfach der politische Wille, an Schulbüchern etwas zu ändern. Ferner mangelt es an politischer Repräsentanz.

Das ist die logische Folge der Tatsache, dass 40 Jahre lang die Einwanderung tabuisiert worden ist und Deutschland kein Staatsbürgerschaftsrecht hatte, in das Migranten hinein gelangen konnten. Erst 1990 wurde damit begonnen, Einbürgerung überhaupt möglich zu machen. Bis vor vier Jahren gab es kein Geburtsrecht für Kinder ausländischer Eltern mit deutscher Staatsbürgerschaft. Deswegen existieren überall in unserer Gesellschaft Hilfskonstruktionen wie Ausländerbeiräte etc.; eigentlich müssten die Migranten in ihrer ganzen Vielfalt als demokratisch gewählte Repräsentanten in den Gemeinderäten sitzen statt in Nebenstrukturen, die lediglich Hilfskonstruktionen sind. Auch eine Ausländer- oder Migrationsbeauftragte ist eine solche Hilfskonstruktion. Es wäre besser, wir hätten die Auseinandersetzung in den Parlamenten, und zwar auch Auseinandersetzungen zwischen beispielsweise Kurden und Türken oder Auseinandersetzungen bezüglich des jüdisch-islamischen Konflikts. Alle Gruppen würden dann im Parlament sichtbar werden. Dafür wäre die Voraussetzung aber ein anderes Staatsbürgerschaftsrecht, denn Abgeordnete des Deutschen Bundestages müssen deutsche Staatsbürger sein, aus diesem Grunde ist die Frage nach der Staatsbürgerschaft eine ganz zentrale.

Zur Frage des Alltags an den Schulen ist festzustellen, dass Geschichte mit Erfahrung, Erleben, Kommunikation und Menschen zu tun hat. Wir tun uns unendlich schwer, gerade unter den immer größer und heterogener und somit auch oft konflikträchtiger werdenden Communities, in denen wir leben, den Alltag der Begegnung herzustellen. Das hat auch viel zu tun mit der Verschärfung der außenpolitischen Situation und der Zunahme eines politisierten Islam. Die Lösung dieser Problematik stellt die große Herausforderung für die Zukunft dar, weil beim Thema Islam immer auch (bewusst oder unbewusst) Verbindungen zu radikalen islamischen Gruppen hergestellt werden. Gerade der Dialog mit islamistischen Gruppen braucht viel gemeinsame Reflexion, damit wir uns mit ihnen besser und effektiver auseinandersetzen können.

Warum es in anderen Ländern, die Einwanderungsgesellschaften sind, anscheinend besser gelingt, Migrantenangebote zur Identifikation zu machen, als in Deutschland, hat etwas damit zu tun, dass gerade die deutsche Geschichte dominiert ist durch die ganz dunklen Seiten des Faschismus, dass positive Angebote dadurch häufig relativiert werden.

Dass narrative Strukturen eine echte Hilfe oder ein Erfolgsrezept beim Weitergeben von Geschichte werden, hängt davon ab, inwieweit bildungsbürgerliche Schichten, die darüber erzählen, wirklich prototypisch sind. Der Familienkontext ist nicht nur für die monokulturell deutschen Schüler, sondern auch für die Migrantenfamilien spannend und unverzichtbar.

Wichtig für die Einbettung eines wirksamen Geschichtsunterrichts ist immer auch die Empathie in der pädagogischen Auseinandersetzung.

Die systematische Einbeziehung der Herkunftslandgeschichten der in Deutschland lebenden Minderheiten in ein nationales Curriculum ist eine wichtige Aufgabe der Zukunft, weil Identität eben auch mit Fragen der öffentlichen Anerkennung und schließlich auch mit der Frage von Selbstwertgefühl und Selbstbewusstsein zu tun hat.

Wir haben in Deutschland das Eckard-Institut für vergleichende Geschichtsbuchforschung, die daran arbeiten könnte, wie man Gruppen auch im Unterricht richtig anspricht, d.h. sprachlich wie begrifflich nicht ausschließt oder diffamiert, denn auch die Sprache ist eines der Werkzeuge, die für eine bessere Geschichtsvermittlung auf den Prüfstand muss.

Zum Schluss der Veranstaltung wird auf ein Buch vom Zentralrat der Muslime, herausgegeben in Kooperation mit dem Integrationsbeauftragten der Landesregierung Nordrhein-Westfalen, hingewiesen, das den Titel *Erzählt ihnen eure Geschichte und sie werden verstehen* trägt. Es enthält eine kleine bescheidene Sammlung von Geschichten vom Migrantinnen und Migranten, die von ihnen selbst erzählt und aufgeschrieben wurde, um sich selbst sichtbar zu machen, aber auch das gemeinsame Verstehen in einen geeigneten Kontext zu bringen.

Dokumentation: Burkhard Günther